

S
1963

Staatsbesuche gibt es jeden Tag. Dieser aber sollte zur Legende werden – obwohl zunächst nichts darauf hinwies. John Fitzgerald Kennedy, seit dem 20. Januar 1961 der 35. Präsident der USA und mit 43 Jahren der jüngste in dieses Amt gewählte Politiker (und der erste Katholik), hatte für das Frühjahr 1963 eine Reise nach Irland, England und Italien geplant. Kurz zuvor, im Januar 1963, lud ihn Bundeskanzler Konrad Adenauer ein, doch auch nach Bonn zu kommen.

Kennedy kannte Deutschland; er hatte es schon in jungen Jahren besucht. Zuerst im August 1937 als 20-jähriger Student, gemeinsam mit seinem Freund Lem Billings. Aus Italien kommend, reisten die beiden nach Bayern und fuhrten dann an den Rhein; im Kölner Dom ging Kennedy zur Messe. Die Deutschen gefielen ihnen nicht sonderlich: »Sie sind arrogant; die ganze Rasse ist arrogant, sie fühlen sich allen überlegen und zeigen das auch, sie sind unerträglich. Wir haben schlimme Erfahrungen mit ihnen gemacht«, notierte Billings. Um die Nazis mit ihrem »Heil Hitler«-Getue zu persiflieren, antworteten sie jedes Mal mit »Hi ya Hitler«. Die Jugendherbergen waren, wie Kennedy später erzählte, voller »arroganter, übel riechender Deutscher«. Dennoch blieben Hitler und die Hitlerjugend durchaus nicht ohne Eindruck auf Kennedy.

Zwei Jahre später kam er nach Berlin und noch einmal nach München, wo er allerdings von SA-Leuten angepöbelte wurde, als diese sein Auto mit britischem Kennzeichen bemerkten. Es war der letzte Besuch vor dem Krieg. Doch gleich im Juli 1945 reiste Kennedy (der als Soldat im Pazifik gegen die Japaner eingesetzt war) erneut nach Deutschland, diesmal in der Entourage von Marineminister James Forrestal. In Potsdam stießen sie zur Delegation von Präsident Harry S. Truman, der dort mit Stalin und Englands Premier Attlee über die Neuordnung Europas konferierte. Kennedy fuhr durch Berlins zerstörte Innenstadt und registrierte den Leichengeruch der immer noch »sweet and sickish« über einigen Straßen lag.

Weiter ging es nach Bayern, ins unversehrt gebliebene Berchtesgaden. Sie besichtigten die Ruinen von Hitlers Berghof auf dem Obersalzberg und das luftige Kehlsteinhaus, wo Kennedy ins Schwadronieren geriet. Hitlers »grenzenloser Ehrgeiz für sein Land« habe ihn »zu einer Bedrohung für den Frieden in der Welt« gemacht. »Doch«, so notierte der junge Amerikaner ergänzend und nach wie vor sonderbar fasziniert von dem Diktator, »hatte er etwas Geheimnisvolles, in seiner Weise zu leben und in seiner Art zu sterben, das ihn überdauern und weiter gedeihen wird. Er war aus dem Stoff, aus dem Legenden sind.«

Zum Freund der Deutschen hatten die Besuche Kennedy im »Reich« kaum gemacht, zumal er auch späterhin nie vergessen konnte, dass sein älterer Bruder Joseph P. (»Joe«) 1944 im Krieg in Europa ums Leben gekommen war. So verwundert es nicht, dass gleich nach seinem Amtsantritt Anfang 1961 im Weißen Haus entschieden wurde, den Begriff »deutsche Wiedervereinigung« nicht länger in Papieren für den Präsidenten zu erwähnen. Es hieß nun »Selbstbestimmung für Deutschland«.

Adenauer deutet einen Verzicht auf die deutschen Ostgebiete an

Im April 1961 traf Bundeskanzler Konrad Adenauer – inzwischen 85 Jahre alt – erstmals Kennedy in Washington. Im Schlusskommuniké heißt es schlicht, die Freiheit der Bevölkerung von West-Berlin soll erhalten bleiben. Kein halbes Jahr später, am 13. August, ließ SED-Chef Walter Ulbricht die Mauer errichten.

Doch beeinträchtigte der Bau keine Interessen der Westmächte. Genauso reagierten sie auch: überhaupt nicht. Anfang 1962 erreichte die Krise im deutsch-amerikanischen Verhältnis ihren Höhepunkt. In Bonn wurde bekannt, dass die Amerikaner die Einrichtung einer neuen Behörde planten, die alle Transitaubahnen durch die DDR kontrollieren sollte. Dabei wollten sie auch DDR-Vertreter akzeptieren. Adenauer, der strikt an seiner Politik der Nichtanerkennung des zweiten deutschen Staates festhielt, konnte das ganze Unternehmen nur mit größter Mühe verhindern.

Von nun an setzte er auf den französischen Präsidenten Charles de Gaulle. Die neue Hinwendung zu Frankreich gipfelte im Élysée-Vertrag vom Januar 1963 – der wiederum in Washington zu einer »tiefgreifenden Beunruhigung« führte, wie der deutsche Botschafter berichtete. In dieser Situation lud Adenauer Kennedy nach Bonn ein. Ein Arbeitsbesuch war geplant; die hochschwangere Gattin Jacqueline blieb in Washington.

Der Präsident begann seine Europareise – es wurde seine letzte Auslandsreise – am Abend des 22. Juni. Sie sollte ihn in die Bundesrepublik, nach Irland, Großbritannien und Italien führen. Am Sonntag, dem 23. Juni, trifft er um kurz vor zehn in Köln/Bonn ein, wo ihn Adenauer begrüßt. Der Besuch, lobt der Kanzler, sei eine »politische Tat«. Zugleich macht er – höchst diplomatisch – seinem Ärger Luft: Er hoffe, die USA blieben bei ihrer Haltung (die Kennedy erst wenige Tage zuvor in einer Rede bekräftigt hat), dass sie sich niemals »mit der Sowjetunion auf Kosten anderer Nationen und anderer Völker arrangieren würden«. Kennedy versteht den Wink, antwortet aber nur kurz und verweist auf den bewährten Zusammenhalt der Allianz. Im Übrigen sei er gekommen, »um die Wertschätzung des amerikanischen Volkes für das deutsche zum Ausdruck zu bringen«.

Zunächst muss der Gast natürlich in Adenauers Stadt, nach Köln. Fahrt durch die jubelnde Menge, Eintrag ins Goldene Buch und kurze Ansprache

Überall bejubeln die Menschen John F. Kennedy; Konrad Adenauer trägt's mit Fassung; Empfang in Köln am 23. Juni 1963

Das erlösende Wort

Auf seiner Deutschlandreise im Juni 1963 wird US-Präsident John F. Kennedy frenetisch gefeiert – vor allem nach seinem Bekenntnis: »Ich bin ein Berliner!«

VON ROLF STEININGER



vor dem historischen Rathaus. Kennedy nimmt – zum zweiten Mal in seinem Leben – an einer Messe im Dom teil; dann Weiterfahrt nach Bonn. Auch hier Goldenes Buch und einige Sätze von der Treppe des Alten Rathauses aus zu den begeistertsten Bonnern.

Erst am nächsten Tag sprechen Kennedy und Adenauer im Palais Schaumburg unter vier Augen. Zu Beginn geht es um einen möglichen Besuch von Kreml-Chef Nikita Chruschtschow am Rhein, um Adenauers viel zitiertes Angebot eines zehnjährigen »Burgfriedens« zwischen Bonn und Moskau. Vielleicht bestehe »eine gewisse Chance, in der deutschen Frage mit der Sowjetunion einen Fortschritt zu erzielen und damit auch den Weg zur Lösung anderer zwischen der Sowjetunion und dem Westen noch offener Fragen« zu bahnen.

Kennedy gibt sich irritiert. Noch beim Treffen in Washington acht Monate zuvor hat Adenauer Chruschtschow als »Säufer« und »Verbrecher« bezeichnet. Der US-Präsident hält den Plan für völlig illusorisch. Dennoch sei es den Versuch wert, wobei man »auf das Schlimmste« gefasst sein müsse und »das Beste erhoffe«. Solange nur »ein Fünkchen Hoffnung besteht«, möge der Kanzler sich weiter um Entspannung bemühen.

Adenauer wechselt zu einem quälenden Dauerproblem: dem Streit um die Oder-Neiße-Linie, die von der DDR, nicht aber von der Bundesrepublik als Grenze zwischen Deutschland und Polen anerkannt wird. Diese Frage, bei der es um den Verzicht auf ehemals deutsche Gebiete wie Schlesien, Ostpreußen und Hinterpommern geht, müsse den Verhandlungen über einen Friedensvertrag vorbehalten bleiben. Dem Kanzler ist aber auch klar: Polen sei »das am weitesten ostwärts gelegene Bollwerk westlicher Kultur, westlicher Zivilisation und westlichen Denkens«, es müsse wiedererstanden und gestärkt werden. Das sei unerlässlich für Europa. Die Deutschen müssten dafür, wenn dies notwendig sei, »auch Opfer bringen«. Als Kennedy fragt, ob das die allgemeine deutsche Auffassung sei, antwortet Adenauer, er hoffe dies.

Dennoch kann es sich der Präsident nicht verkneifen, an de Gaulle zu erinnern. Die Wiedervereinigung, so hatte dieser 1959 verkündet, komme mit Sicherheit, vorausgesetzt, Deutschland stelle die »gegenwärtigen Grenzen im Westen, Osten, Norden und Süden nicht infrage«.

Adenauer bemerkt die Spitze. Er bescheidet er Kennedy, den General gebeten, etwas Derartiges nicht zu wiederholen. Es scheine ihm »abträglich für die gemeinsame Sache des Westens, wenn bereits heute derartige Erklärungen abgegeben werden«. Im Übrigen, fährt Adenauer fort, sei die Wiedervereinigung »unerlässlich«. Schon aus dem einen Grund, »dass fast die Hälfte des ehemaligen deutschen Gebiets nunmehr zum Osten gehört, dort aber nur ein Drittel bis ein Viertel der gesamten deutschen Bevölkerung lebt«. Die Bundesrepublik sei hingegen durch »den Zustrom von zehn Millionen Flüchtlingen und Vertriebenen« regelrecht »übervölkert«.

Kennedy kommt noch einmal auf de Gaulle zurück, auf die Entscheidung des Generals, die französische Flotte dem Nato-Kommando zu entziehen. Auch Adenauer kann sich das nicht erklären, nutzt den Moment aber gleich für ein Loblied auf die deutsch-französische Aussöhnung, ohne die Europas Einigung »nicht möglich« sei. Auch möge Kennedy beruhigt sein, fügt er mit stiller Süffisanz hinzu, Bonn habe diese guten Beziehungen »nie dazu benutzt, irgendetwas gegen die Vereinigten Staaten zu tun«. Er wisse genau, »dass Europa, einschließlich Frankreich, ohne die Vereinigten Staaten von Amerika verloren ist«.

Am nächsten Tag steht ein Besuch der US-Kaserne in Hanau auf dem Programm, dann Frankfurt am Main. In der Paulskirche, Wiege der deutschen Demokratie, redet Kennedy vor etwa tausend Gästen. »Amerika«, versichert er feierlich, »setzt seine Städte aufs Spiel, um Ihre Städte zu verteidigen, weil wir Ihrer Freiheit bedürfen, um unsere Freiheit schützen zu können.«

Am nächsten Morgen bringt ihn die Air Force One nach Berlin. Erste Station: die von den Amerikanern 1958 als Geschenk an die Stadt übergebene Kongresshalle im Tiergarten. Hier tagt just die Gewerkschaft IG Bau-Steine-Erden; Kennedy spricht zu den Gewerkschaftern. Anschließend fährt er in Begleitung Adenauers und des Berliner Bürgermeisters Willy Brandt zum Brandenburger Tor und weiter zum Grenzübergang Checkpoint Charlie, mit dem obligatorischen Blick über die Mauer. Kennedy ist tief beeindruckt von dem, was er sieht, von Mauer, Todesstreifen, von dem Niemandsland quer durch die Stadt. Kurz vor eins trifft er schließlich am Schöneberger Rathaus ein, dem Amtssitz Brandts. Die Sonne scheint, seine Fahrt im offenen Wagen – es ist derselbe Wagen, in dem er vier Monate später in Dallas erschossen wird – gleicht einem Triumphzug: Eine Million Menschen säumen die Straßen und jubeln ihm zu.

400 000 erwarten ihn vor dem Rathaus. Noch in Washington hat sein Bruder, Justizminister Robert Kennedy, ihn gedrängt, in Berlin etwas auf Deutsch zu sagen. Dabei dachte er ganz offensichtlich an de Gaulles gefeierte deutsche Rede auf dem Bonner Marktplatz im Jahr zuvor. Noch während des Fluges von Wiesbaden nach Berlin übte Kennedy, unmittelbar vor der Rede dann noch einmal mit dem Journalisten und Dolmetscher Robert H. Lochner im Amtszimmer von Willy Brandt. Auf der feierlich geschmückten Tribüne vor dem Schöneberger Rathaus erklärt er dann (auf Englisch): »Alle freien Menschen, wo immer sie leben mögen, sind Bürger Berlins, und deshalb bin ich als freier Mann stolz darauf, sagen zu können« – und dann kommt jener Satz auf Deutsch, der für immer mit Kennedy verbunden bleibt: »Ich bin ein Berliner!«

Unbeschreiblicher Jubel brandet auf. Es ist das erlösende Wort, auf das der freie Teil der Stadt seit dem Mauerbau, ja seit der Blockade durch die Sowjets 1948/49 gewartet hat. Der übrige Teil der Rede – mit scharfen Angriffen gegen Moskau – ist dagegen rasch vergessen.

»Wir werden niemals wieder so einen Tag erleben, so lange wir leben«

Die Reaktionen der entsetzten Berliner, die »Kennedy!, Kennedy!«-Chöre, sind so beängstigend, dass sich Adenauer, dem eine solche Sympathiekundgebung, zumal in Berlin, nie vergönnt war, etwas missmutig dem amerikanischen Außenminister Dean Rusk zuwendet: »Bedeutet das, dass Deutschland eines Tages wieder einen Hitler haben wird?« Aber auch Kennedy selbst wirkt besorgt. »Wenn ich denen sage, sie sollen die Mauer niederreißen, dann tun die das«, flüstert er General Godfrey McHugh zu, seinem militärischen Begleiter. Andere allerdings wollen von Kennedy auch gehört haben, jetzt verstehe er Hitler besser.

Es ist Kennedys letzter Tag in Deutschland. Gegen Abend, kurz vor sechs, fliegt er weiter nach Irland. Schon eine Woche später kommt de Gaulle nach Bonn. Thema Nummer eins: der Auftritt Kennedys, der auf seiner Europareise um Frankreich einen Bogen gemacht hat. Auch de Gaulle ist beeindruckt von den Berliner Szenen. Adenauer berichtet dem Pariser Herzensfreund, dass vor allem die entsetzliche Situation an der Mauer Kennedy so aufgewühlt habe. Daraufhin sei seine Rede gleichsam »eine Oktave höher« ausgefallen als ursprünglich beabsichtigt.

Ob der Besuch Adenauers Zweifel an Amerikas unbedingter Loyalität gegenüber der Bundesrepublik so ganz ausräumen konnte, lässt der Kanzler dahingestellt. Immerhin gesteht er dem US-Präsidenten zu, den Satz, Amerika sei notfalls bereit, amerikanische Städte zu opfern, um Europas Freiheit zu retten, habe dieser ernst gemeint. Der Satz sei Kennedy in Amerika übel genommen worden, wie ihm ja ein Teil der amerikanischen Presse ohnehin seine Europareise verargt habe.

Im Gespräch mit de Gaulle kann sich der alte Herr allerdings ein paar abfällige Bemerkungen über den jungen Präsidenten nicht verkneifen. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger im Amt, Dwight D. Eisenhower, sei Kennedy in erster Linie Parteipolitiker. Er habe die Paulskirche in Frankfurt für seine Rede nur ausgewählt, um bei den anstehenden Präsidentschaftswahlen die Stimmen der Deutschamerikaner zu bekommen. Und hämisch fügt er hinzu: Der einzige Grund, in Berlin den Kongress der IG Bau-Steine-Erden zu besuchen, seien natürlich die Gewerkschaftsstimmen gewesen, wie er ja auch nur wegen der irischstämmigen Amerikaner (zu denen Kennedy selber zählt) nach Irland gereist sei.

Für den amerikanischen Präsidenten hingegen gehörte der Besuch in Deutschland 1963 wohl zu den größten Überraschungen, zu den bewegendsten Momenten seines politischen Lebens. Er werde, so erklärte er kurz vor seinem Abflug gerührt, seinem Nachfolger einen versiegelten Brief hinterlegen, für den Fall, dass die Lage besonders schlecht sei. Darin stünden nur drei Wörter: »Go to Germany.« Vielleicht aber »werde ich diesen Brief eines Tages auch selber öffnen!« Und seinem engen Vertrauten Theodore Sorensen bekannte der Präsident auf dem Flug nach Irland: »We'll never have another day like this one, as long as we live.«

Was bleibt von Kennedys Deutschlandbesuch? Die Erinnerung an den Höhepunkt der immer wieder beschworenen deutsch-amerikanischen Freundschaft. Und das Bekenntnis der USA, »die Freiheit überall auf der Welt zu verteidigen«.

Damals jedenfalls war für jedermann klar geworden, was Außenminister Rusk seinem sowjetischen Kollegen Andrej Gromyko wenig später in New York mit auf den Weg gab: Berlin sei »Staatsinteresse« der USA. Und das wiederum bedeutete, es würde in Zukunft keine ernste Berlinkrise mehr geben. Der Westteil der Stadt blieb unantastbar und frei.

Der Autor ist Professor für Zeitgeschichte (em.) an der Universität Innsbruck. Mehr zum Thema in seinem Buch »Deutschland und die USA. Vom Zweiten Weltkrieg bis zur Gegenwart«, das demnächst im Olzog Verlag erscheint (608 S., 78,- €)



Unter Freunden

Mitte Juni kommt Präsident Barack Obama zu seinem ersten Staatsbesuch nach Deutschland. Die Erinnerung an Kennedys Triumphzug vor 50 Jahren wird ihn begleiten – und die Frage, was seither aus der großen deutsch-amerikanischen Freundschaft geworden ist